Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 196. Sonnabend den 18. April 1896. 90. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. April.

Der **Reichstag** hat gestern nach nur zweitägiger Debatte die zweite Lesung des Gesetzentwurfs zur Bekämpfung des **unlauteren Wettbewerbs** beendet, und zwar in einer Weise, welche das Zustandekommen des Gesetzes verbürgt. Daß etwas gegen das Ueberhandnehmen des unlauteren Wettbewerbes, der Treue und Glauben im Verkehr schädigt und den unsoliden Geschäftsmann auf Kosten des soliden bereichert, geschehen müsse, wird überall anerkannt. Von vornherein gingen aber die Meinungen darüber auseinander, ob ein detaillirtes Gesetz zu schaffen sei, welches jede einzelne Hauptmöglichkeit und Form der concurrence déloyale aufzählt und zu fassen sucht, oder ob man sich mit einer allgemeinen Bestimmung der Schadenersatzpflicht, ähnlich wie im französischen Recht, begnügen sollte. In Frankreich befindet man sich dabei ziemlich wohl; aber es fällt schwer ins Gewicht, daß dort eine langjährige Rechtsprechung und Gerichtspraxis bereits festen Boden und leidlich sichere Grenzen geschaffen hat, die bei uns fehlen würden. So bemüht sich das vorliegende Gesetz, dem Richter im Einzelnen bestimmte Unterlagen zu schaffen; das Hauptgewicht wird auf die Statuirung der Ersatzpflicht gelegt, daneben werden aber auch Strafen eingeführt. Eine wichtige Aenderung wurde nun gleich bei dem grundlegenden § 1 beschlossen, der ziemlich erschöpfend den Kreis der Gegenstände und Verhältnisse, auf welche die unwahre Reclame sich bezieht, umschreibt; der Reichstag fügte auf Antrag seiner Commission eine sogenannte Generalklausel ein, durch welche die Aufzählung der zu treffenden Fälle des unlauteren Wettbewerbs nur als eine beispielsweise erscheint und daneben allgemein unwahre Angaben über „geschäftliche Verhältnisse" unter Verbot und Schadenersatz gestellt werden können. Die verbündeten Regierungen bekämpften diese Einfügung; „geschäftliche Verhältnisse" sei ein zu unsicherer Begriff, dadurch werde die Praxis eine sehr schwankende und der Grundgedanke umgestoßen, wonach man dem Richter Specialvorschriften machen wollte. Aber das Haus setzte sich über diese Bedenken hinweg und votirte die allgemeine Bestimmung, daß unlauterer Wettbewerb in unwahren Reclamen „über geschäftliche Verhältnisse" strafbar sein könne. Damit wird dem Richter ein ungemein weiter Spielraum gegeben und man wird nun abwarten müssen, wie sich die Sache in der Praxis macht und ob eine formalistische Auffassung den verwerflichen Wettbewerb von der strebsamen redlichen Concurrenz sicher zu scheiden vermag. Die zweite Aenderung kommt dem Zeitungswesen zu Gute, das nach der Regierungsvorlage in steter Gefahr war, auch bei peinlicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit dem Gesetze wegen Aufnahme von Geschäftsanzeigen zu verfallen, wenn diese auch ohne Wissen des Redacteurs der unlauteren Reclame dienten. Mit der jetzigen Bestimmung wird sich leben lassen, ebenso mit der Abänderung, wonach handelsgebräuchliche Namen, wie „Frankfurter Würstchen", „Berliner Blau", die zur Benennung gewisser Waaren dienen, ohne deren Herkunft bezeichnen zu sollen, nicht unter die unwahre Reclame des § 1 fallen sollen. Wichtig und befriedigend ist ferner der Beschluß, daß der § 5, der dem Bundesrath das Recht giebt, gegen „Gewichtsverschleierungen" einzuschreiten, sich nicht auf Waaren, die in Hohlmaßen (Wein und Bier) verkauft werden, bezieht, sondern nur auf solche, die in Einheiten der Zahl, der Länge und des Gewichts feilgeboten werden (gemeint sind z. B. Posamentierwaaren, Garn, Colonialwaaren, Stahlfedern ꝛc.). Damit ist verschiedenen Eingaben von Interessenten Rechnung getragen worden, die sich gegen die Anwendung dieses Paragraphen auf ihr Geschäft gewendet hatten. An den § 9 der Vorlage, der die Angestellten von Geschäften wegen nach Ablauf des Dienstvertrags bewirkter Verwerthung von Geschäfts- und Betriebsgeheimnissen mit Strafe bedroht, war vielfach die Befürchtung geknüpft worden, daß das Gesetz scheitern werde, da die Commission dem aus einem Geschäfte Ausgeschiedenen die volle Freiheit, seine Kenntnisse und Erfahrungen zu nützen, belassen wollte und die Regierung bei der ersten Lesung gegen diese Belassung protestirt hatte. Gestern aber ließ sie durch den Mund des Unterstaatssecretairs Rothe ihre Meinung dahin aussprechen, daß der von der Commission einfach gestrichene Absatz über die Verwerthung von Geheimnissen nach Ablauf des Dienstvertrags „einiges Bedenkliche" an sich gehabt habe. Die Strafbarkeit der während der Dauer des Dienstvertrages verschuldeten Preisgebung von Geschäftsgeheimnissen hat die Commission nicht nur belassen, sondern noch insoweit ausgedehnt, als nicht nur Mittheilungen zum Zwecke des Wettbewerbs, sondern auch die in der Absicht, dem Inhaber des Geschäfts Schaden zuzufügen, gemachten bestraft werden. Die Commission hat weiter die Strafe auf Verleitung eines Angestellten zum Verrath von Geschäftsgeheimnissen (§ 10) von 1500 auf 3000 bezw. von 6 Monaten auf ein Jahr Gefängniß erhöht. In der Debatte über beide Paragraphen machten nur die Vertreter jener Parteien, die Fälschung und Treubruch zu den geheiligtsten Rechten der Menschheit zählen, grundsätzliche Einwendungen; die Mehrheit des Hauses aber trat der Commission bei und nahm die §§ 9 und 10 nach den Commissionsanträgen und hierauf den Rest der Vorlage an, deren definitive Annahme, wie gesagt, nunmehr sicher ist. Einen Fortschritt zum Besseren wird das Gesetz trotz der „Generalklausel" und trotz des Umstandes, daß auch künftig ein Angestellter nur das Dienstverhältniß zu lösen braucht, um jeder Verpflichtung zur Verschwiegenheit enthoben zu sein, jedenfalls bedeuten.

Trotz der Versicherung unseres Berliner C. H.-Correspondenten der weitaus größere Theil der Berliner Arbeitgeber werde sich von der Socialdemokratie die Feier des **ersten Mai** durch Arbeitsruhe nicht abtrotzen lassen, gewinnt es immer mehr den Anschein, als ob das Bürgerthum der Reichshauptstadt am 1. Mai vor der Socialdemokratie capituliren und in die von einem internationalen Socialistencongresse für diesen Tag angeordnete Arbeitsruhe theils stillschweigend, theils ausdrücklich willigen würde. Man spricht zwar — schreibt heute die „Nat.-Lib. Corr." — nur von einem „großen Theil von Unternehmern", der den proletarischen Weltfeiertag einzusetzen gedenke, und von einem anderen Theil ist es sicher, daß er sich nicht beugen wird. So z. B. hat der Verband Berliner Metall-Industrieller sich einstimmig und mit aller wünschenswerthen Entschiedenheit gegen die Freigabe des 1. Mai erklärt. Aber auf ein größeres oder geringeres Mehr von Nachgiebigen kommt es nicht an, der Mangel an Geschlossenheit der Berliner Arbeitgeber würde vollkommen hinreichen, um im ganzen Reiche den von den Erfindern der Maifeier beabsichtigten Eindruck eines großen socialdemokratischen Sieges hervorzubringen. Daß dieser Effect den anderen nach sich zöge, in Berlin wie anderwärts das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern schwieriger, als es zur Zeit schon ist, zu gestalten, liegt auf der Hand und wird übrigens von den Metall-Industriellen noch ausdrücklich hervorgehoben. Der Verband weist in einem Rundschreiben darauf hin, wie die socialdemokratische Presse und gleichgesinnte Agitatoren es erreicht, „daß ein großer Theil der Arbeitnehmer sich zusammenschloß, um in einmüthigem Vorgehen unberechtigte und unerfüllbare Forderungen zu erzwingen." Die Gährung in den Reihen der Arbeiter, heißt es weiter, nimmt von Tag zu Tag zu und läßt es „jetzt wichtiger denn je" erscheinen, geschlossen zusammenzustehen, „um von Neuem zu beweisen, daß Einigkeit stark macht". Eine imposante Arbeitsruhe am 1. Mai — die unter allen Umständen, auch wo sie formell als eine bewilligte erscheint, thatsächlich eine erzwungene sein wird — muß selbstverständlich der Geneigtheit, sich von der als Ueberwinderin eines fünfjährigen bürgerlichen Widerstandes dastehenden Socialdemokratie gegen die Arbeitgeber führen zu lassen, in den Kreisen der Arbeiter weitere Verbreitung verschaffen. Die Freigabe des 1. Mai wäre demnach, wo sie wegen der „Conjunctur" erfolgt, auf die die Socialdemokratie ihre Erwartungen setzt, ein Ausfluß bornirter Gewinnsucht, die das eigene Interesse nicht über den nächsten Tag hinaus zu Rathe zu ziehen vermag. Der „Vorwärts" droht jetzt den Arbeitgebern, „die die Arbeiter den 1. Mai in den giftgeschwängerten Sälen der Fabriken vertrauern lassen" wollen. Sollte es Unternehmer geben, die den in diesen Worten zum Ausdruck gelangenden Haß gegen die im Dienste eines Anderen verrichtete Arbeit durch die Freigabe des 1. Mai entwaffnen zu können glauben? Für die socialdemokratischen Agitatoren ist jede Fabrik giftgeschwängert, jede Arbeitszeit vertrauert, jeder Arbeitslohn zu niedrig. Und der Arbeiter scheukt ihnen desto mehr Glauben, je mehr er sich überzeugt, daß Unternehmer vor ihren Drohworten zurückschrecken. Daß in Berlin die Maifeier mit der Eröffnung der Ausstellung zusammenfällt, wird den Arbeiter nicht abhalten, in dem Gelingen der socialdemokratischen Veranstaltung einen Triumph seiner Führer über das Arbeitgeberthum zu erblicken. Die Eröffnungsfeierlichkeit ist auch in der That nicht geeignet, den Entschluß des Widerstandes gegen das socialdemokratische Machtgebot, wo er vorhanden ist, ins Schwanken zu bringen. Wenn es aber anders wäre, so müßte die Reichshauptstadt **dennoch Festigkeit als Ehrenpflicht betrachten.** Noch zittert die Empörung nach, mit der die Socialdemokratie durch verruchte Schmähungen des theueren Kaisers Wilhelm I. und der für uns gestorbenen Todten von 1870/71 ganz Deutschland erfüllt haben, und Berlin, das durch diesen Kaiser und diese Todten an die Spitze Deutschlands gestellte Berlin, sollte sich einem Gebote unterwerfen, das von jenen Schändern des deutschen Namens ergangen ist? Kommt es aber dahin, so werden die Räthe des Kaisers aus der Thatsache, daß die Eröffnung der Berliner Ausstellung mit der Kundgebung zu Ehren der internationalen Socialdemokratie in Eins zusammenfließt, Consequenzen zu ziehen haben.

Die in Sachen des **österreichisch-ungarischen** Ausgleichs gefaßten Beschlüsse der ungarischen Quoten-Deputation haben, wie sich erwarten ließ, in Wien sehr unangenehm berührt. Die cisleithanische Quoten-Deputation hatte die ungarische Gesammtleistung zu den gemeinsamen Ausgaben des Reiches auf 43,16 Proc. incl. des von Ungarn allein zu tragenden Präcipuums für die Militairgrenze (2 Proc.) veranschlagt, so daß auf Oesterreich 56,84 Proc. entfielen. Die ungarische Quoten-Deputation will aber an dem gegenwärtigen Antheil von 31,4 Proc. festhalten. Die Differenz zwischen dem österreichischen und dem ungarischen Vorschlage beträgt daher nicht weniger als 11,76 Procent. Der Unterschied zwischen beiden Anträgen wird noch klarer, wenn an Stelle der procentuellen die absoluten Ziffern angeführt werden. Das gesammte ordentliche, außerordentliche und bosnische Netto-Erforderniß für die gemeinsamen Angelegenheiten beträgt nach den Delegations-Beschlüssen für 1896 108,06 Millionen Gulden. Ungarn hätte nach dem Vorschlage der österreichischen Quoten-Deputation künftig davon zu bezahlen 43,16 Procent oder 46,63 Millionen, nach dem Vorschlage der ungarischen Quoten-Deputation dagegen 31,4 Procent oder 33,93 Millionen Gulden. Es bliebe also eine Differenz von 12,70 Millionen. Mit Recht fragt man in Wien: Kann Ungarn mit Ehrlichkeit und Offenheit behaupten, daß es noch derselbe arme Staat ist, dem Oesterreich im Jahre 1867 die Theilung der gemeinsamen Ausgaben im Verhältnisse von siebzig zu dreißig Procent zugestehen mußte? Damals konnte diese Concession gebilligt werden, da Oesterreich gleichzeitig äußerst schwierige Verhandlungen über den ungarischen Beitrag zur Staatsschuld zu führen hatte, da das dringende Bedürfniß vorlanden war, die auf dem Schlachtfelde geschlagene Monarchie durch den inneren Frieden zu kräftigen, und da Ungarn ein schwacher, im Weltverkehre unbekannter und seiner eigenen großen Hilfsmittel noch nicht bewußter Agrarstaat war. Ist es nicht die höchste Ungerechtigkeit, daß auch das heutige blühende und mächtige Ungarn dieselbe Begünstigung fordert wie vor dreißig Jahren? Zumal da Ungarn durch die geänderte Abrechnung der Verzehrungssteuern 2 Millionen Gulden gewinnt.

In **Abessinien** sind in aller Stille die Vorbereitungen für die Befreiung von Adigrat getroffen worden. Sie wurden ermöglicht durch die Waffenerfolge Stevani's bei Kassala. Diese, die man anfangs zu verkleinern suchte, sind doch so bedeutend gewesen, daß die Mahdisten sich über Osobri bis jenseits des Atbara zurückzogen. Von ihrer Seite ist augenblicklich etwas Ernstliches nicht zu befürchten, so daß die Divisionen der Generale Hensch und Maino nach Süden vorgehen und vorläufig nördlich von Adigrat bei Adicaje Stellung nehmen konnte. Weiter wird uns aus Kassala gemeldet, daß Oberst Stevani dort eine starke Garnison gelassen und den Rest seiner Colonne staffelweise zwischen Kheren und Kassala aufgestellt habe. Auch das deutet darauf hin, daß der Schwerpunct der Operationen von Kassala nach Tigre zu verschoben werden soll. Die Lage Adigrats, welches seit dem 1. März belagert wird, scheint in der letzten Zeit eine sehr kritische geworden zu sein, so daß sich schon aus diesem Grund die Nothwendigkeit des Entsatzes aufdrängte, wollte man nicht eine neue Katastrophe heraufbeschwören. Die Aussichten eines Vorstoßes scheinen diesmal allerdings für die Italiener weit günstiger: heute stehen, wie wenigstens mehrfach gemeldet wurde, in Tigre höchstens 15—20 000 Mann unter Ras Mangascha, Ras Alula und Ras Sebat, während die Italiener immerhin über 30—34 000 Mann verfügen; dazu kommt, daß an die Stelle des leichtsinnigen und wohl auch geistig anormalen Baratieri der kluge, vorsichtige und energische Baltissera getreten ist, der für eine umsichtige und erfolgreiche Kriegführung bürgt. Dennoch ist es selbstverständlich, daß eine Befreiung Adigrats, zumal angesichts der beginnenden ungünstigen Jahreszeit keine Kleinigkeit ist und die äußerste Vorsicht erfordert. Daß man auf italienischer Seite nicht blind gegen die **Schwierigkeiten** ist, geht aus folgender Meldung hervor:

* **Massaua**, 16. April. (Von Aden nach Perim durch Packetboot übermittelt.) Die Lage in Adigrat ist beruhigend. Es ist gelungen, Medicamente in das Fort zu schaffen. Die eigentlichen Ras, welche gegenwärtig einig sind, haben alle ihre Truppen vereinigt. Die militairischen Verhältnisse der Italiener sind befriedigend; aber wegen der wachsenden Schwierigkeiten der Verproviantirung von Massaua her, sowie wegen des Wassermangels können die

---

Feuilleton.

Gottbegnadet.

27) Roman von Konrad Telmann.

Nachdruck verboten.

„Vor Allem: wie fühlen Sie sich?" wiederholte er, ängstlich in ihren Mienen forschend und alle ihre Bewegungen beobachtend.

„Ziemlich gut. Nur wie zerschlagen vor Mattigkeit. Ich weiß nicht, wie ich nach Hause kommen werde."

„Darüber machen Sie sich keine Sorge! Ihre Leute, die ich gerufen habe, sind schon gegangen, Ihren Wagen zu holen. Wenn Sie nur sicher keinen Schaden genommen haben?"

„Ich glaube kaum. Ein paar leichte Contusionen vielleicht. Aber nun erklären Sie mir nur — Sie hat mir der Himmel offenbar im rechten Augenblick in den Weg geführt. Sonst... Sie bebte leicht zusammen und blickte nach dem Pferde. Das arme Thier. Es war wie wahnsinnig."

„Es hat beide Beine gebrochen", sagte er. „Ich glaube kaum, daß es zu retten sein wird. Aber das mögen Ihre Leute entscheiden. Ich würde ohnedies nicht viel Erbarmen mit ihm haben. Wenn es mein Pferd wäre . . ." Er deutete leicht auf seine Brusttasche, aus der die Mündung eines Revolvers hervorsah. „Mir haben Sie nicht zu danken", fuhr er dann fort, und sie sah erst jetzt, wie bleich er war vor Aufregung, daß ihm dabei die hellen Tropfen auf der Stirn standen und hin und wieder ein nervöses Zittern seinen Körper durchlief, „es war ja kein Verdienst meinerseits, nur ein Zufall, den ich glücklich preise, denn es war wohl wirklich ein Moment höchster Gefahr für Sie, und ich durfte Sie grade noch auffangen, als . . ." Er trocknete sich die Stirn und athmete schwer, wie wenn er unter der Erinnerung an jenen Moment, den er jetzt wieder vor sich sah, zu leiden hätte.

Auch Thea war zusammengeschauert. Ihre Augen gingen in die Ferne hinaus. „Ich verdanke Ihnen mein Leben", sagte sie leise, unwillkürlich, „ich weiß, dafür giebt es ja aber keinen Dank. Es waren grauenhafte Minuten." Sie schüttelte sich.

„Da kommt der Wagen schon." Eberhard deutete auf den Weg hinunter. Es lag jetzt etwas Finsteres in seinen Augen.

„Wie kamen Sie überhaupt hierher?" fragte Thea, ohne ihn anzusehen. „Reiten Sie öfters hier in der Gegend spazieren? Ich wußte gar nicht, daß ich so nahe bei Lenstin sei".

„Ja", sagte er mit etwas gepreßtem Ton, „ich komme öfters hier vorüber. Uebrigens war ich heute auf dem Wege zu Ihnen. Dort unten hab ich mein Pferd. Denken Sie sich mein Entsetzen, als ich Sie von dort auf Ihrem durchgehenden Thier, nur noch halb im Sattel hängend, gewahrte. Es war ein Anblick, den man wohl nie wieder vergißt." Sie blieb stumm, und er athmete ein paar Mal wie aus zusammengeschnürter Brust mühsam auf. Dann beugte er sich etwas gegen sie vor und brachte halblaut, mit leicht zitternder Stimme hervor: Wenn Sie mir gewähren wollten, über Ihnen zu wachen, Frau Thea — immer, immer . . ."

Es ging wie ein schmerzhafter Ruck durch Thea's Herz. Also doch! Also wirklich! mußte sie denken. Ein heißes, tiefes Wehegefühl durchdrang sie. Und gerade jetzt, wo er ihr das Leben gerettet, wo er das seine für sie in die Schanze geschlagen hatte, sollte sie ihm sagen, daß er nichts zu hoffen habe — auch jetzt nicht, er so wenig wie irgend ein Anderer. Weshalb that er ihr das an? Weshalb kannte er sie so wenig, daß er sie hierzu noch erst zwang? Und sie hätte ihn sich so gern als Freund erhalten, sie war ihm so von Herzen wohlgesinnt. Wie traurig, wie peinvoll war das Alles!

„Sagen Sie mir jetzt nichts", setzte Eberhard noch leiser, noch zitternder hinzu, als sie schwieg und mit sich rang, „ich weiß ja, was Sie sagen könnten. Und ich möchte auch nicht, daß Sie sich in dieser Stunde von den Gefühlen der Dankbarkeit leiten ließen, oder überhaupt in der Erregung des Augenblicks sich überrumpeln ließen. Ich werde eines Tages kommen und mir Ihre Antwort holen. Sie sollen Zeit behalten, Alles zu überlegen. Bis dahin will ich weiter bescheiden aus der Ferne Sie verehren und schon im Anblick des Hauses, wo sie wohnen, weiter Glück empfinden . . ."

Er war rasch aufgestanden, um nach dem Wagen zu sehen, der eben um die Wege-Ecke bog, aber bis an die Stelle, wo Thea lag, nicht heraufkommen konnte. „Der Wagen ist da", sagte er. „Werden Sie bis dorthin gehen können? Sonst trage ich Sie herab."

Thea war heiß erglüht. Sie versuchte mit seiner Hilfe sich aufzurichten, fühlte aber nun erst ganz ihre Schwäche und zugleich neben den stechenden Schmerzen in der Brustseite solche in der Schläfengegend, die ihr einen unwillkürlichen Weheruf entpreßten. Als sie mit den beiden Händen dahin griff, umschlang Eberhard rasch ihren Leib und hob sie an seine Schulter herauf, um sie so mit raschen Schritten dem unten wartenden Wagen zuzutragen. Und Thea sträubte sich nicht, sie fühlte, daß sie nicht hätte gehen können. Sie schloß die Augen. Erschauernd dachte sie: Ein Wort von mir, und er trägt mich so durchs Leben — sicher, ruhig, glücklich. Aber sie würde dies Wort nicht sprechen, sie konnte nicht.

Eberhard hob sie in den Wagen, den der alte Parsenow selber hierher gelenkt hatte. Das hätte er sich um keinen Preis nehmen lassen. Sein Gesicht strahlte, als er seine Herrin dem Anschein nach unverletzt sah und in den Armen des Landraths. Aus dem Lächeln, mit dem er bald diesen, bald sie selber betrachtete, entnahm Thea unschwer, daß er gegen einen Heirathsantrag von dieser Seite sich nicht feindlich aufzulehnen gesonnen sei. Auch dieser alte Getreue hatte die Ueberzeugung, es werde ihr Glück sein. Und vielleicht wär es das ja gewesen. Nur daß sie eben nicht konnte, nicht durfte . . .

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau!" Eberhard verneigte sich mit ruhiger Förmlichkeit.

Sie hielt seine Hand fest. „Auf Wiedersehen, lieber Freund! Und nochmals: Dank! Tausend Dank!"

Parsenow ließ die Peitsche über den Köpfen der Füchse sausen. Der Wagen rollte davon.

14.

So glücklich wie Thea gehofft und Eberhard wenigstens für möglich gehalten, ging der Unfall, der die Gutsherrin von Lenstin betroffen hatte, denn doch nicht ab. Schon während der Heimfahrt, so vorsichtig der alte Parsenow auch den Wagen lenkte, verspürte Thea immer heftigere Schmerzen, und als man sie vor dem Gutshause aus dem Wagen hob, wurde sie trotz aller Willensanstrengung, sich aufrecht zu erhalten, ohnmächtig. Nachts trat heftiges Fieber mit Delirien ein, so daß man den Arzt aus Altstädt kommen lassen mußte und an Thea's Eltern telegraphirte. Der Arzt konnte alsbald außer der Gehirnerschütterung, deren Folgen man noch nicht abzusehen vermochte, eine Entzündung des Rippenfells constatiren, die in Verbindung mit der hochgradigen nervösen Erregung der Patientin immerhin nicht unbedenklich erschien und sicher auch im günstigen Fall ein längeres Krankenlager hervorrufen mußte.

Glücklicherweise konnte Frau Marcella, die sofort auf Parsenow's Telegramm hin gekommen war, wenigstens während der ersten schweren Zeit auf Lenstin bleiben, um Thea's Pflege selber zu übernehmen. Und das erschien um so nothwendiger, als sich zu der inneren Entzündung auch noch ein Nervenfieber gesellte, das während mehrerer Tage Thea's Leben ernstlich in Frage stellte und nach der Ueberwindung der Krise eine Schwäche zurückließ, welche die größte Vorsicht erheischte. Es waren bange Wochen, die Frau Marcella auf Lenstin verlebte.

Als ihre Pflichten sie dann zu ihrem Gatten zurückriefen, konnte sie unbesorgten Herzens gehen. Thea war wieder vom Krankenlager erstanden und außer aller Gefahr. Die Genesung machte, nachdem sie einmal begonnen hatte, rasche Fortschritte, die kraftvoll-gesunde Natur der Patientin kam zum Durchbruch, und man hatte jetzt nur noch daran zu denken, ihr die nöthige Stärkung zu verschaffen und sie zur Selbstschonung zu veranlassen, zu der sie wenig geneigt war. Der Arzt kam denn auch vornehmlich aus dem letzteren Grunde zu dem Schluß, Thea müsse Lenstin verlassen. Keinesfalls sollte sie den Winter hier zubringen, sondern, schon um jeden letzten Rest des entzündlichen Zustandes auszuheilen und ihren Nerven vollkommene Ruhe zu gönnen, ein südliches Klima aufsuchen.

Thea wollte lange nichts davon hören. Sie war mit allen Wurzeln ihres Seins zu fest mit Lenstin verwachsen, sie fand zuviel Befriedigung in ihrer rastlosen Thätigkeit hier und sie fürchtete sich zu sehr vor der Berührung mit den Menschen. Ueberall in der Welt traf man ja Bekannte und gerade meist solche, die man lieber nicht gesehen hätte, überall wurde man an das erinnert, was man vergessen wollte und mußte. Aber der Arzt nahm seine Zuflucht zu ihrer Mutterliebe. Er stellte ihr ihren Zustand ernster dar, als er ihn in Wirklichkeit beurtheilte, und erklärte es für ihre Pflicht, sich ihrem vaterlosen Kinde zu erhalten. Diesem Argument fügte sich Thea. Ihr immer noch zurückgebliebenes Schwächegefühl, das ihre thätige Natur schmerzlicher empfand als jeder andere, ließ sie den Worten des Arztes um so eher Glauben schenken.

Ueber dem allen war der Herbst herangekommen, ein milder, sonniger Herbst, wie er mit gleich wehmüthigem Zauber vielleicht nirgends mehr waltet, als über dem norddeutschen Flachland. Thea saß an diesen stillen, blauen Tagen unter den alten Ulmen an der Gartenseite des Gutshauses und sah den ersten niederschwebenden, welken Blättern und den vorüberfliegenden weißen Sommerfäden zu. Zu ihren Füßen spielte die kleine Lydia. Thea hatte ein Buch oder eine Handarbeit im Schoß, aber sie war viel

SLUB
Wir führen Wissen.